

Wenn Königsthronen stürzen

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn Königsthronen stürzen.

Humoreske von Maria Dutli-Rutishauser.

Der kleine Saal im Dorfwirtshaus zum „Roten Ochsen“ war überfüllt. Stolz leuchteten die Augen der biedern Bauersfrauen und Männer, deren Sohn in kurzem auf der hellerleuchteten Bühne stehen würde! Der Männerchor spielte nämlich heute sein Theater, den „Tod der Schweizergarde in Paris!“ Ungeduldig harrte man der Dinge, die da kommen sollten!

Endlich hob sich rudweise der buntbemalte Vorhang. Aber ein allgemeines Gelächter brach los, denn in den aufrollenden Vorhang hatten sich die Fradtschöffe des Männerchordirigenten verfangen, der sich mit seinen Leuten zur Eröffnung der großen Stunde aufgestellt hatte. Der Anblick war komisch: Da zappelte der wohlbeleibte Herr Chordirigent mit Armen und Beinen in der Luft, mit seinem Taktstock wild um sich schlagend. Und keinem von den Zuschauern fiel es ein, den Mann aus seiner mißlichen Lage zu befreien. Nur aus der Tiefe des Saales ließ sich vom sogenannten Ehrenplatz her eine erschrodene Stimme vernehmen. Es war die Frau Gemahlin, die auf einmal mitten im Gespräch mit ihrer Nachbarin ihren in den Theatervorhang verwickelten Gatten erblickt hatte.

Blickartig schoß sie nach vorn und kam eben an, als der Gefangene wieder mit beiden Füßen auf dem Podium stand. Der ehrwürdige Hochzeitsfrad aber hing zum allgemeinen Entzücken wie eine Vogelscheuche von der Decke herab.

Wutschnaubend nahm der Dirigent endlich sein erlöstes Kleidungsstück wieder in Empfang, und dienstbeflissen half ihm seine Frau in die Aermel.

Das Gelächter legte sich erst, als durch den Saal die ersten Töne des feierlichen Eröffnungsliedes: „Das ist der Tag des Herrn“ erklangen.

Nach einer darauffolgenden Pause, während welcher hinter dem kritischen Vorhang gehämmert und mit Pathos einige Proben vorgetragen wurden, enthüllte sich die Szenerie. Die Kulissen waren fast alle neu. Der Dorfmalers hatte in seinen Wanderjahren einmal Paris gesehen und malte nun die Stadt so, wie sie ihm in Erinnerung war.

Voll Bewunderung schauten die Leute auf die Pracht, die sich da entfaltete, als Hofleute mit schneeweißen Perücken und langen Haarzöpfen daran auf der Bühne erschienen! Die alten Väter und Mütter fühlten sich fast so wichtig, wie ihre Söhne, die so sicher und selbstbewußt auf den Brettern wandelten, die die Tuilleries darstellten.

Programmgemäß wickelte sich der erste Akt ab, und immer strammer wurden die sonst etwas schwerfälligen Burschen. Die Schar der Schweizergardisten drängte sich möglichst in den Vordergrund, was aber etwas schwierig war, da die Bühne sehr klein und die Zahl der Tapfern unverhältnismäßig groß war. — Im zweiten Akt wurde die Situation schon etwas bedenklich, als die härtigen Jacobiner mit den roten Mützen auf dem Kopfe einen Mordspektakel machten. Die Neugierigen in der ersten Zuschauerreihe mußten ihre Häupter in Sicherheit bringen, wenn sich einer im Gefühle seiner Wichtigkeit gar zu wild gebärdete.

Die Begeisterung stieg, als der arme König Ludwig auf dem Schauplatz erschien, und seine Getreuen vom schlimmen Stande der Dinge unterrichtete.

In der großen Pause, die dem 3. Akt vorausging, konnten die begeistertsten Zuschauer ihre Helden gebührend besprechen, und bei einem allgemeinen Bratwurstmahl stärkten sie sich für die kommenden schrecklichen Momente.

Inzwischen war auf der Bühne die Szenerie gewechselt worden. Da der Maler damals in Paris wohl den königlichen Palast, nicht aber den Thronsaal gesehen hatte, so hatte er sich entschieden geweigert, die Wände zu malen. Darum stellte man — wohl oder übel — die Szene auf, die den alten Rathausaal der Stadt darstellte. Um ihn möglichst feierlich zu gestalten, hingen die Kunstbesessenen

bunte Teppiche an die etwas fahlen Wände. Die Haupt Sorge aber hatte dem Tron gegolten. — Dieser stand nun, als das Glockenzeichen erkante und der Vorhang gezogen wurde, in majestätischer Pracht inmitten der versammelten Hofleute und der Schweizergarde. Auch ihn — den Tron nämlich — zierte ein dunkelroter Schal, der noch aus der alten Frau Gemeindeammann sel. Hinterlassenschaft stammte und nun im Scheine des abgeblendeten Lichtes ganz vorzüglich zur Geltung kam.

König Ludwig betrat seinen Thronsaal und wurde von seinen Getreuen stürmisch begrüßt. Um seine Schultern hing ihm ein vom langen Gebrauche etwas verblakter Scharlachmantel und auf dem Kopfe trug er seine Krone. Das hatte eigentlich gar nicht dazu gehört, aber der Regisseur behauptete steif und fest, eine Krone erhöhe nicht nur die etwas kleine Gestalt des Königs, sondern auch das Bewußtsein seiner hohen Macht und Würde. Zum Ueberfluß trug ihm ein blonder Page noch den Regentenstab nach, der mit drei goldenen Lilien verziert war.

Umständlich nahm der König auf dem hohen Thron Platz. Ein Kammerdiener zog eiligst an den beiden Schalen, als sich die königlichen Füße darin verfangen wollten. Endlich lagen die Falten des Scharlach-Mantels kunstgerecht, und der König begann seine herzergreifende Ansprache an die Hofleute und Schweizergardisten. Von der Not des französischen Vaterlandes sprach er, und die Anwesenden nickten verständnisinnig. Sie nickten auch, als weiter die Rede vom kommenden Sturm und den schweren Pflichten der Garde, die dem König Treue versprochen hatte.

Immer eindringlicher sprach der kleine König, und weil er wohl wußte, daß seine Herrscher-Herrlichkeit nicht lange mehr dauern konnte, wollte er seinen Dorfgenossen noch eine letzte Probe seiner Beredsamkeit liefern und verstieg sich zu hohen patriotischen Phrasen, die im Text des Spieles nie standen noch stehen werden. — „Meine Herren, vor allem ihr, getreue Schweizer“, sprach der König, „wisset, daß die Stunde geschlagen hat, wo ihr mir euern Mut beweisen könnt. So wie ihr euch heute um meinen Thron schart, so werdet ihr um mich sein, wenn der Bluthund Robespierre meinem Leben nachstellt. Ihr werdet mich schützen, mich und meinen festen Thron, der nie wanken und nie stürzen — — —“ Da geschah es! Der König hatte bei seiner feurigen Rede etwas unsanft auf seinen „festen Thron“ geschlagen, und da dieser einer solch patriotischen Rundgebung nicht gewachsen war, wankte er in seinen Grundfesten, und trotzdem sich der König krampfhaft an ihm festhielt, stürzte er mit lautem Krach zusammen. Unbarmherzig enthüllte nun der verschobene rote Schal das, was er vorher so schön zugedeckt hatte: Drei große Leigwaren kisten polterten auf den Boden, und in der obersten sah festgekeilt der unglückliche Franzosenkönig. Die Krone war beim jähen Sturze weit über das Podium gerollt; und nun lag die kartonene Herrlichkeit mitten unter leeren Gläsern auf dem Tische, um den die verdorrten Zuschauer saßen.

Die tapfere Garde war ob dieses unprogrammgemäßen Thronsturzes wie vernichtet und stand wie weiland Lots Weib wie versteinert. Endlich, als der König in einer Rudelkiste eingeklemmt, angstvolle Hilferufe ausstieß und aus dem Publikum des „Königs“ Mutter flehend ihr „helfed em doch um Gotts wille“ rief, da sprang zwischen den Kulissen hervor die scheußliche Gestalt Robespierre, der auch Danton folgte, und mit vereinten Kräften zogen sie ihren Todfeind aus seiner unglücklichen Lage.

Hinter gezogenem Vorhang wurde dann der verunglückte Thron von Robespierre wieder instand gestellt. Aber als das Schauspiel wieder seinen Fortgang nehmen sollte, da weigerte sich der arme König Ludwig entschieden, weiter auf dem Throne mitzumachen. Um keinen Preis wollte er mehr den Thron besteigen, der eine vaterländische Rede nicht vertragen und den nachher ein Robespierre wieder aufgestellt hatte.